

Montag, 8. Oktober 2007

Steinberg saß in einem Ledersessel, trank Kaffee aus einem Pappbecher, wartete auf sein Flugzeug und nahm sich vor, zu genießen. Denn zu genießen gab es viel: Ihm gegenüber, tief in beiges Couchleder und in – dem Ausdruck ihrer Gesichter nach zu urteilen – lebenswichtige Telefonate versunken, monologisierten drei Frauen in einer ihm fremden Sprache.

»Только выслушай меня, и всё!«

Die stark geschminkte Augenpartie der Ältesten ist das Schlachtfeld eines bereits vor Jahrzehnten begonnenen und niemals enden wollenden Kampfes gegen einen mit jedem Tag näher rückenden Tod.

»А я тебе говорила, не жди меня!«

Wogegen die jüngste und lauteste der drei Frauen wohl anredet? Gegen ihr Schicksal? Gegen ihr Gegenüber am Telefon, gegen den nahenden Abflug oder gegen einen stechenden Seelenschmerz? Sie kann ja noch so sehr schreien, flüstern oder singen: Daran, dass auch nach dieser Reise alles weitergehen wird wie bisher, wird sie nichts ändern.

»Ну, это, наверное, судьба!«

Wenn er noch rauchen würde, könnte er der Dame in der Mitte der Couch, die sich zugleich im besten Alter befindet, eine Zigarette anbieten. Wenn er sich auffassen könnte, böte er den dreien eine Kostprobe seiner Bildung, würde er auf Englisch, Deutsch und oder Französisch nach ihrer Herkunft fragen, nur um dann mit einer einzigen Geste auszudrücken: »Nein, Russisch spreche ich leider nicht, noch nicht.«

Nur, wozu?

Im Moment fühlt sich Steinberg genauso alt, wie er ist, und ebenso erschöpft, wie er sich auch vor zehn, fünfzehn Jahren nach drei Tagen Symposien, Vorlesungen und Vorträgen gefühlt hatte. Das, was er wirklich genießen kann, ist die verbleibende Zeit bis zum Abflug, die freie Stunde, in der er weder die Welt noch die drei Frauen auf der Couch verstehen will, keine Verhaltensmuster konstatieren und analysieren möchte, nein, in der er einfach nur seinen Pappbecher erhebt, und zwar auf die Abwesenheit jeglicher Notwendigkeit.

Er nimmt einen kleinen, vorsichtigen Schluck, dann einen größeren, weniger vorsichtigen. Der Kaffee ist nicht nur bitter, er ist auch kalt – mit nichts anderem als Konstatieren und Analysieren hat er die letzten zehn Minuten verbracht.

Nur, wozu?

Die mittlere der drei Frauen lässt ihr Mobiltelefon in ihrer Handtasche verschwinden und blickt ihn fragend an. Nein, er erwidert ihren Blick nicht, zieht die aktuellen Ausgaben der *Süddeutschen Zeitung*, von *Le Monde* und der *New York Times* aus seiner Aktentasche. Auf ihre Lektüre hat er sich schon seit dem verpassten Frühstück im Hotel gefreut. »Entsorgen«, kommt ihm in den Sinn, er erhebt sich aus dem zu weichen Sessel, geht zum Abfalleimer und stopft die ungelesenen Zeitungen hinein. Auf seinem Rückweg streift ihn ein zweiter fragender Blick der Mittleren. Ein Wort,

in welcher Sprache auch immer, und sie würde mit ihm die etymologischen und emotionalen Komponenten des Wortes »entsorgen«
ergründen. Ein Lächeln oder ein Stirnrunzeln ihrerseits, ein Anflug von Belustigung seinerseits? – Jede Gefühlsregung wäre ein Fortschritt gegenüber der Vorflugstarre, in der sich offensichtlich nicht nur er befindet.

Nur, wozu reden, wozu lächeln, wozu verstehen wollen?

Steinberg lässt sich in den Sessel nieder, das Seufzen des Leders übertönt sein eigenes, oder ist es umgekehrt? Die verbleibende Zeit auf Münchner Boden und die komplette Flugzeit über wird er nur eines genießen: den simulierten Zustand von Nichtwissen, von der Tatsache, nicht handeln zu müssen.

Bevor er seine Aktentasche schließt, streift sein Blick deren Inhalt und die halbherzigen Vorsätze sind dahin. Sein Vortrag in der Klinik Höhenried hat Erstsemester und Doktoranden beeindruckt, renommierte Kollegen überzeugt. Allerdings hat er mehr als ein Drittel aus dem Stegreif improvisiert und schon morgen soll das fertige Manuskript nach München gehen. Wenn Eileen ihn heute Abend am Flughafen abholt, muss es druckreif vorliegen.

Steinberg zieht das Manuskript aus der Aktentasche hervor. Der Gedanke, nichts zu tun, beginnt ihn ohnehin schon zu langweilen, er freut sich auf die Arbeit. Als er seine Brille gegen seine Lesebrille tauscht, spürt er einen Blick auf sich gerichtet – Nummer drei! – und ignoriert ihn diesmal nicht. Diesmal fängt er ihn auf: schöne Augen. Große Augen. Traurige Augen, die sein Lächeln vielleicht für ein freundliches oder gar mitfühlendes Interesse halten. »Wie sehr du dich doch irrst, Fremde!« – Er vertieft sich in *Der Verlust der narzisstischen Omnipräsenz*.

Dass sich ihre Augen nun zu Schlitzen verengten, dass sie ihren Kopf schüttelte, ihren Blick von Steinbergs Manuskript weg- und in ihre Handtasche hineinlenkte, dass sie nach ihrem Mobiltelefon

griff und mechanisch, ja vielleicht sogar manisch darauf zu tippen begann, nahm Steinberg bereits nicht mehr wahr.

Schlafen. Schnarchen. Sich kontrollieren. Sich enthalten. Lernen. Sich entwickeln. Niesen. Reflektieren. Sich verlieben. Niesen. Zugeständnisse machen. Rücksicht nehmen. Sich kontrollieren. Nicht mehr schnarchen. Nicht mehr niesen. Nicht mehr ganz so verliebt sein. Sich streiten. Reflektieren. Sich bessern oder. Sich bessern wollen. Sich zusammen bessern wollen oder. Sich alleine bessern wollen. Sich zusammenreißen. Sich auseinanderentwickeln. Sich auseinandergelebt haben. Sich voneinander trennen. Dürfen. Wieder niesen dürfen. Wieder schnarchen dürfen. Sich wieder alleine entwickeln können. Nicht mehr niesen können. Nicht mehr schnarchen können. Nicht mehr schlafen können. Nicht mehr masturbieren können. Nicht mehr.

Aussichtslos.

So sehr David auch wollte, sein Schwanz wollte nicht. Wieder nicht. Er hatte sich fest vorgenommen, mit seiner Mutter über eine Zukunft zu reden,

- die sie schon Sekunden nach dem Gespräch wieder vergessen haben würde,
- die er nicht länger verdrängen konnte und
- die ihnen beiden unmittelbar bevorstand.

Er hatte vorgehabt, Corinnas letzte E-Mail zu beantworten, ohne sie gelesen zu haben, er wollte ihr mitteilen, dass er an den Resten ihrer gemeinsamen Vergangenheit nicht länger interessiert wäre. Sollte sie seine Sachen in den Müll werfen, dem Covenant House spenden oder irgendeiner beliebigen anderen wohlthätigen Einrichtung. Der Erinnerungen an Corinna war er überdrüssig und falls sein Plan gelänge, hätte er seine alten Kleider, Bücher und Kassetten sowieso nicht mehr nötig.

Falls nicht, könnte er ihnen direkt in den Müll folgen. Oder, noch erniedrigender, ins Covenant House, falls man ihn dort überhaupt aufnehmen würde.

Die Lebensaufgabe seiner Mutter, zumindest seit Davids Geburt, war es gewesen, zu beweisen, dass der Begriff ›Kinderfürsorge‹ dehnbar ist, auch zeitlich gesehen. Im Covenant House allerdings konnte er kaum auf die Anwesenheit fürsorglicher jüdischer Mütter hoffen, die sein weiteres Leben in die Hand nähmen. Genauso wenig, wie er darauf hoffen konnte, dass sich die Pfleger und Pflegerinnen des städtischen Altersheims seiner Mutter mit der Geduld jüdischer Söhne oder Töchter annehmen würden.

Kurz- und längerfristig unterbrochen von Gedanken, die trotz aller emanzipatorischer Aspekte düster bis schwarz ausfielen, hatte sich David vierzig Minuten lang durch die Galerie seiner Lieblingsfotos geklickt und sich um Punkt vier endlich seiner Kleider entledigt. Vier Uhr nachmittags – das war die beste Zeit für Sex, ob allein oder zu zweit.

War gewesen.

Jetzt war es fünf. Er hatte es in den letzten Tagen auf dem Rücken liegend im Bett, sitzend auf demselben, auf allen vieren am Boden, in der Hocke vor dem Spiegel, an den Schrank gepresst mit dem Türknauf im Steiß oder auch an den heißen Heizkörper gepresst probiert, mit aus dem Fenster gelehntem Oberkörper auch, aber es half nichts, im Stehen, tanzend, hüpfend, schließlich mit schwindender Lust und wachsender Abscheu, doch in welcher Position auch immer er sich selbst sich hinzugeben versuchte – sein Schwanz schien das Interesse an ihm und seinen Wünschen verloren zu haben. Großartig, jetzt wandte sich also auch noch sein eigener Schwanz gegen ihn. Bald schon würde er nicht nur schlapp-, er würde anfangen, sich über ihn lustig zu machen.

»Halts Maul!«, flüsterte David, knüllte sein T-Shirt zusammen, steckte es sich zwischen die Beine und beobachtete im Spiegel, wie sich sein Gesicht zu einem Grinsen verzog: ›David P. knebelt

seinen Penis! – Er griff nach seinem Notizblock neben dem Bett, nach seinem Bleistift, stieß dabei an die offene Wasserflasche, flutete Zeitungen, eine frische Klopapierrolle und seine Socken.

Schlagzeile,

schrieb er und dann:

David P. knebelt,

dann fiel sein Blick auf die Aufzeichnungen von letzter Nacht:

- 1) Corinna sagen, dass sie eine Verräterin ist
- 2) Corinnas Eltern sagen, dass sie bei der Erziehung ihrer Tochter versagt haben
- 3) Altersheim und andere Alternativen mit Selma durchsprechen, direkt und offen → keine Geschichten, keine Gedichte
- 4) Steinberg nicht deinen richtigen Namen nennen
- 5) Corinna sagen, dass man sich SO NICHT benimmt → nicht mal einem Hund nimmt man sein Essen weg, ohne ihm zu erklären, warum!
- 6) Hunde-Metapher ersetzen durch eine bessere. Merke: Es geht nicht ums Essen, sondern um David

›Punkt 5) und 6) streichen‹, dachte er dann und tat es, *Corinna vergessen!*, schrieb er und dann schlussfolgerte er:

Erkenntnis, weitreichend, vorerst unwesentlich: Vergangenheit und Zukunft wirken sich negativ auf Libido aus. Mehr Gegenwart genießen, sobald Zukunft geregelt ist!

Sein Blick fiel auf den losen Notizzettel, der aus seinem Block gefallen war:

David

– dein Sohn

- er liebt dich
- aber er ist erwachsen
- 39
- und ER kümmert sich um DICH

Vorgestern Abend hatte er Selma den Zettel auf den Wohnzimmerisch gelegt. Gestern früh hatte sie ihm den Zettel zurückgegeben. »Aus Haiku habe ich mir noch nie etwas gemacht«, lautete ihr einziger Kommentar. David war noch immer unentschlossen, was ihn stärker faszinierte: die Tatsache, dass seine Mutter den Inhalt der Notiz vollständig ignoriert hatte, oder der Umstand, dass sie noch immer in der Lage war, sich komplizierte Worte wie »Haiku« zu merken.

Steinberg nahm seinen Koffer vom Förderband und eilte zum Ausgang. »Verstimmung« hatte er schon immer für ein hässliches Wort gehalten. Jetzt, da er es zur Reflexion seines eigenen Gemütszustandes anwenden wollte, schien es ihm darüber hinaus unpassend, klein und nichtssagend. Bis zur Landung, zur ersten, war alles hervorragend gelaufen. Die Kommunikationsversuche seiner jugendlichen Sitznachbarin hatte er mit einem einzigen Fingerzeig auf sein Manuskript erstickt, seinen Vortrag hatte er komplett überarbeitet, er hatte sich vom Bordpersonal doch noch die *New York Times* und die *Süddeutsche Zeitung* bringen lassen, ein erträgliches Mittagessen serviert bekommen, einen unerträglichen Pizzaimbiss ausschlagen können, mehr als einen Blick in das außergewöhnliche Buch eines Kollegen geworfen, die Zeit genutzt. Das Flugzeug hatte pünktlich zur Landung angesetzt, hatte bereits auf der Landebahn aufgesetzt, um dann noch einmal durchzustarten, sich in die Luft zu erheben und schon bald über dem Ozean zu kreisen. Keine optimalen Landebedingungen, hatte der Pilot mitgeteilt und Steinberg hatte sich entspannt zurückgelehnt: Am

Ende seiner Reise hatte das Nichtstun doch seinen Weg zu ihm gefunden. Wenige Sekunden nur, denn schon hatte seine Nachbarin ihre Finger in seinen linken Arm gekrallt, die Augen geschlossen und zu hyperventilieren begonnen.

»Sagen Sie bitte, dass das alles völlig normal ist, dass Sie das nicht zum ersten Mal erleben!«

»Ich fliege sehr viel, aber nein, so etwas habe ich tatsächlich noch nie erlebt!«

»Ich will nicht sterben. Nicht jetzt. Ich muss aufs Klo. Meine Großmutter wird nächste Woche neunzig und mein Exfreund ...!«

»Beruhigen Sie sich. Alles wird gut gehen. Und Ihre Großmutter und Ihr Exfreund erfahren nichts!«

»Mir ist schlecht, ich bekomme keine Luft mehr!«

»Atmen Sie einfach tief ein und öffnen Sie die Augen!«

»Ich will nicht atmen. Ich will nichts sehen. Ich will nicht sterben. Ich ...!«

»Reißen Sie sich zusammen, Sie sterben nicht!«

»Wieso sind Sie sich da so sicher? Natürlich, Ihnen kann das egal sein, Sie haben das Leben schon hinter sich. Aber ich ... ich will nicht ...!«

Schlagartig war es auch Steinberg schlecht. Er zwang sich, tief zu atmen, die Augen zu öffnen, sich zusammenzureißen. Mit den knöchigen Fingern seiner rechten Hand befreite er seinen linken Arm aus der Umklammerung seiner wimmernden Sitznachbarin und schlug ihr ins Gesicht.

»Sie sind dumm und gar nicht mehr so jung, Sie sind gefühllos und unmenschlich. Und ich bin sehr lebendig und sterbe noch lange nicht!«

Ein pulsierendes Rauschen übertönte seine Worte und das Stimmengewirr aufgeregter Passagiere, er bekam keine Luft mehr, er hatte Angst.

Als Steinberg erneut das Buch zur Hand nahm, hatte er keinerlei Vorstellung davon, wie viel Zeit seit den Turbulenzen vergangen war. Obwohl seine Angst verflogen war, sich die Maschine jetzt wirklich im Anflug befand, schief seine Sitznachbarin, auf dem Gesicht ein entspanntes Lächeln. *Auch Beziehungen sind*, las er noch, machte mit dem Bleistift eine Markierung und verstaute das Buch in seiner Tasche.

Er wusste zwar, dass er es schon in fünf Minuten, morgen oder erst in der nächsten Woche wieder aufschlagen würde müssen, er wusste jedoch nicht, ob er jemals wieder das Verlangen verspüren würde, ein Buch aufzuschlagen. Jetzt, da er das Leben hinter sich hatte. Wieso sollte er auch nur einen einzigen weiteren Satz lesen, wieso sollte er auf eine sanfte Landung hoffen, wieso später auf seinen Koffer warten, seine Sekretärin nachts ins Büro schicken, um einen Vortrag abzutippen? Wieso hatte er seine Eltern, seine Cousins und Cousinen, Schwager, Schwägerinnen, seine Frau überlebt? Wieso sollte er sich überhaupt Gedanken über die Zeit machen, die ihm noch blieb? Vierundfünfzig Jahre lang hatte er versucht, die Menschheit, vom hoffnungslos Suizidgefährdeten bis zum paranoiden Parkinsonpatienten, davon zu überzeugen, wie sehr sich zu leben lohne, nur um sich im fünfundfünfzigsten Jahr hoch über dem Atlantischen Ozean von einer Fremden attestieren zu lassen, dass er bereits zu den Toten gehörte?

... bis zum 1. Dezember 2007 den ausstehenden Mietbetrag von 6/2006 bis 9/2007 in Höhe von 9600,00 Dollar zuzüglich der Miete für 10/2007 bis 12/2007 in Höhe von 1800,00 Dollar, Gesamtsumme 11400,00 Dollar, an unten genanntes Konto zu überweisen sowie die Wohnung bis zum 31. Dezember 2007 im renovierten Zustand an die Eigentümer zu übergeben.

Bei Zuwiderhandlung sehen wir uns, wie bereits in den Schreiben vom Februar, Juni und August 2007 angekündigt, genötigt, rechtliche Schritte einzuleiten, um den ausstehenden Mietbetrag von 11 400,00 Dollar, eine Aufwandsentschädigung von 6000,00 Dollar sowie die voraussichtlich anfallenden Anwaltskosten in Höhe von ca. 2000,00 Dollar einzufordern ...

Sozialwohnungen! David erinnerte sich genau daran, wie die Luna Park Apartments von Sozialwohnungen in Eigentumswohnungen umgewandelt worden waren. Er erinnerte sich, wie ihm seine Mutter, noch klar bei Verstand, aber ebenso geschäftsuntüchtig wie all die Jahre zuvor auch schon, versichert hatte, die neue Besitzerin ihres Apartments, eine »erfolgreiche Dame aus New York City«, sei mindestens genauso sozial wie die Stadt New York. Damals hatte ihn nicht wirklich interessiert, ob Selma recht hatte oder nicht, erst im letzten Jahr hatte er sich mehr und mehr an die Hoffnung geklammert, sie möge mit ihrer naiven Einschätzung richtig liegen. »Lagst du nie und liegst du nicht«, murmelte David, verarbeitete die Mahnung, wie schon ihre Vorgänger, zum Papierflieger Modell »Flügel 4« und legte diesen zusammen mit dem falschen Haiku in einen fabrikneuen, fast noch jungfräulichen Schuhkarton. Bevor »Flügel 3« ein Flugzeug geworden war, hatte er ihn Selma präsentiert: »Lass uns ein einziges Mal nicht diskutieren, ob mangelnder Geschäftssinn erblich ist! Sieh bitte einfach ein, dass wir aus der Wohnung müssen!«

»Bobe-Majße! Erzähl keine Märchen! Jonathan hat schon für deine Zukunft gesorgt, bevor dein Vater beschlossen hatte, Alkoholiker zu werden! Und für meine Zukunft noch früher!«

»Onkel Jonathan hatte entweder großes Vertrauen in unsere Sparsamkeit oder wenig Vertrauen in unsere Gesundheit. Offensichtlich hat er nicht damit gerechnet, dass ich vierzig werde und auch du irgendwann mal eine alte Frau bist. Aber wahrscheinlich hat er

gerechnet. Wahrscheinlich hat er sich verrechnet. Du hast recht, Mame, fehlender Geschäftssinn ist erblich.«

Das Erfreuliche am JFK-Flughafen sind die kurzen Wege. Sobald man seinen Koffer erhalten hat, kann man sich in ein Taxi setzen oder, noch besser, seine Sekretärin begrüßen. Sehr unerfreulich: Steinberg betrat die Ankunftshalle und Eileen war nirgendwo zu sehen. Eine Stunde Verspätung? – Als seine Sekretärin war sie derartiges gewohnt und ohne seinen Anruf oder eine sonstige Mitteilung würde sie niemals so einfach nach Hause gehen. Eileen? Steinberg suchte die Menschentraube hinter der Schranke noch einmal mit den Augen ab und plötzlich sah er ein Pappschild. *Professor Dr. Sternberg*, stand da in geschwungener Schreibschrift. Zufall oder ein weiterer Streich aus Eileens Repertoire? Erfolglos versuchte er, den Anflug eines schlechten Gewissens zu unterdrücken. Sollte er in seinem nächsten Leben erneut ein Dasein als Analytiker fristen, würde er die Liste an Fachliteratur über Berufskrankheiten um den Titel *Sekretärin wider Willen* erweitern. Eileen war zweifellos zu geistreich, zu humorvoll, um ihren Fleiß, ihre Zuverlässigkeit und ihr Organisationstalent einfach nur als Sekretärinentugenden hinzunehmen und zu nutzen. Gleichzeitig war sie zu unberechenbar, als dass Steinberg sich ausnahmslos auf ihren Fleiß, ihre Pünktlichkeit, ihre Zuverlässigkeit verlassen hätte können. Blödsinn! – In einem Buch, das sich mit Berufskrankheiten beschäftigt, hatte Eileen nichts zu suchen. Sie gehörte eher zu jener Sorte Menschen, deren Krankheiten sich nicht zuletzt in der falschen Berufswahl äußerten. Eileen war keine Sekretärin, keine typische Sekretärin. Und es blieb fraglich, ob sie überhaupt als typisch gelten konnte für irgendeinen landläufigen Beruf. Seit sie für ihn arbeitete, schlug sie mit erstaunlicher Regelmäßigkeit – aber für Steinberg immer wieder sehr überraschend – exakt

in dem Moment zu, in dem sie Gefahr lief, für perfekt und damit langweilig gehalten zu werden.

Das letzte Interview, das Steinberg in New York gegeben hatte – seine Zeit war kostbar und knapp –, hatte vor einer Woche stattgefunden. Eine Einladung zu Joan Hamburg, die in ihrer Radioshow »aus aktuellem Anlass ein eher feuilletonistisches Gespräch« führen wollte, hatte Steinberg ausgeschlagen. »Da werde ich schon auf dem Weg zum Flughafen sein!«, hatte er versucht, sie am Telefon abzuwimmeln. »Pure Zeitverschwendung!«, hatte er Eileen zugeflüstert, während ihn Joan Hamburg höchstpersönlich davon überzeugen wollte, sich per Mobiltelefon zur Sendung zuzuschalten. »Wenn das kein Fehler war!«, hatte Eileen gesagt, nachdem er sich darauf eingelassen hatte, das Interview im Auto auf dem Weg zum Flughafen zu geben, und zwar nicht Frau Hamburg, sondern einem ihrer Mitarbeiter.

»Es war ein Fehler!«, hatte Eileen belustigt, aber voller Mitgefühl dem Lenkrad erzählt, während ein Praktikant mit Auftrag, aber ohne jegliches Interesse an Steinbergs Thesen ihm auf der Rückbank eine unmotiviert Frage nach der anderen stellte. Als Steinberg ihn – sie steckten gerade im Queens-Midtown-Tunnel im Stau – dafür kritisierte, deutete der Junge mit einer kreisenden Handbewegung auf sein Aufnahmegerät, auf die hupenden Autos und das laufende Radio. »Der Lärm der Stadt überfordert mich!«, behauptete er in weinerlichem Ton. Als Steinberg ihn ungläubig musterte, schob er hinterher: »Ich bin es nicht gewohnt, in fahrenden Autos Interviews zu führen!«

Gerade als Steinberg Eileen dazu auffordern wollte, sich die Adresse des Jungen zu notieren und ihm eine Rechnung für ein Beratungsgespräch zu schicken, stieß der einen tiefen Seufzer aus: »Ich habe fürchterliche Kopfschmerzen!« Da schaltete sich Eileen ein. »Oh, I'll make you feel better!«, rief sie fast euphorisiert vom Fahrersitz nach hinten und schaltete Motor und Radio aus. »I'll give you a little head!«, sagte sie, öffnete die Tür, stieg aus, ging

um den Wagen, öffnete die rechte Hintertür, beugte sich über den Schoß des Journalisten, stützte sich mit der linken Hand auf seinem linken Oberschenkel ab, ließ die rechte Hand in der Rückseitentasche des Beifahrersitzes verschwinden, hauchte »-phone«, förderte einen Minikopfhörer zutage und stöpselte ihn im Diktafon des Patienten ein.

»Also, Herr Steinberg, Sie arbeiten nun bereits seit fünfundvierzig Jahren als Psycho...«

»Seit vierundfünfzig!«

»Vierundfünfzig – ganz genau! Was ja eine unfassbar lange Zeit ist! Also vierundfünfzig, manche Menschen werden nicht mal vierundfünfzig Jahre alt. Sie haben sich besonders hervorgetan bei Ihrer Arbeit als Psychologe ...«

»Psychoanalytiker!«

»Was für unsere Hörer sicherlich kein allzu großer Unterschied ist. Besonders hervorgetan in Ihrer Arbeit als Psycho ... analytiker haben Sie sich in der Forschung zu Borderline-Persönlichkeiten. Finden Sie es nicht alarmierend, wie sehr dieses Zivilisationsphänomen in den letzten Jahren um sich gegriffen hat?«

»Welches Phänomen?«

»Na: Borderline!«

»Wenn Sie es ›Phänomen‹ nennen wollen, bitte schön. Ich nenne es ›Störung‹. Und das schon seit zweiunddreißig Jahren, seit meiner ersten Veröffentlichung zu Borderline-Störungen, Sie sehen, wir sprechen hier nicht von einer Zivilisationskrankheit des 21. Jahrhunderts. Irgendeine psychologische Störung ist natürlich immer in Mode, wie meine Frau seit Jahrzehnten zu sagen pflegt. Aber Borderline? – Ein alter Hut. Haben Sie nicht bemerkt, dass heute jeder dritte Amerikaner behauptet, an einer bipolaren Störung zu leiden?«

»Also nicht Borderline?«

»Nein. Tut mir leid, wenn ihre Anschlussfragen nun nicht mehr passen sollten!«

»Kein Problem. Also, im hohen Alter von achtzig ...«

»Neunundsiebzig!«

»... von neunundsiebzig Jahren veröffentlichen Sie noch immer Fachliteratur und bereisen die ganze Welt, um Vorlesungen zu halten. Wie lautet der Titel des Vortrages, den Sie morgen auf Einladung des Instituts in Deutschland halten werden?«

»Der Verlust der narzisstischen Omnipräsenz.«

»Das ... klingt ... interessant!«

»Das ist es!«

»WOR710 – Das war Professor Doktor Steinberg, einer der weltweit bekanntesten Psychologen auf dem Gebiet der Borderline-Störung, und Sie hören WOR710 und Joan Hamburg, die leider nicht persönlich mit Herrn Steinberg sprechen konnte. Der Mann hat keine Zeit zu verlieren. Denn Zeit ist Geld, und auch wenn sich Professor Dr. Steinberg im Laufe seiner Traumkarriere als Psychologe, Dozent und Buchautor ein Vermögen erarbeitet hat, gönnt er sich keine Pause. Unser junger Kollege konnte ihn gerade noch auf dem Weg zum Flugzeug nach Deutschland erwischen, wo er, als Ehren-gast einer dreitägigen internationalen Tagung, wie Sie gehört haben, morgen einen Vortrag halten und, wie Sie nicht gehört haben, seinen achtzigsten Geburtstag feiern wird. Alles Gute, weiterhin viel Erfolg im schon so erfolgreichen Berufsleben, Glück und Liebe, Herr Steinberg, und danke für die wertvolle Erkenntnis: »Borderline gehört nicht zu den modernen Zivilisationskrankheiten!« – sich zu Tode hungern allerdings schon. Nach dem nächsten News-Update werde ich gleich mit Carol Alt plaudern, einem der bekanntesten Models unserer Zeit, über ihren gerade erschienenen Ratgeber *The Raw 50* und warum sie glaubt, dass Rohkost gut für die Gesundheit sei. Nur so viel vorweg: Carol hat früher für ihre Model-Maße gehungert. Heute hingegen ...«

David knüllte den Zettel in seiner Hand zu einer Kugel, zielte, warf, verfehlte den letzten geöffneten Schuhkarton auf dem obersten Regalbrett nur knapp, beobachtete, wie die Papierkugel vom Regal abprallte, hinunterfiel und nur wenige Zentimeter über dem Boden von genau dem Spinnennetz aufgefangen wurde, das er schon seit Wochen entfernt hätte, wenn er nicht an dem Tag, an dem Corinna ihn ohne Vorwarnung verlassen hatte, plötzlich damit angefangen hätte, sich mit der Spinne zu identifizieren. Liebe. Verloren. Im Netz der ... Nur für eine Sekunde hatte David das Verlangen, seinen Notizblock zu zücken, aber jetzt musste er selbst Sekunden einsparen. Keine Notizen mehr. Keine Küsse mehr. Keine Briefe. Vor allem keine Zeit: In zwei Stunden würde Steinberg am Flughafen JFK ankommen, und wo hatte David noch mal das Namensschild aufbewahrt?

Nein, dies war keine lang geplante Aktion, kein ausgeklügelter Plan, dies war spontan, ja, S – P – O – N – T – A – N! Beim letzten Scrabble, das er mit Corinna gespielt hatte, ohne zu ahnen, dass es sein letztes gewesen sein würde, hatte er an ihr erstes N von NOTSTAND SPONTAN angelegt.

»Genau«, hatte Corinna gesagt, und wenn David sich so konflikt-scheu verhalten hätte, wie sie es ihm immer vorgeworfen hatte, hätte er es beim ›Genau‹ belassen, denn er kannte Corinnas Subtext zu Notstand *und* Spontan: ›Es ist unmöglich, mit dir zu leben, weil nicht die Spur eines Musters in deinem Verhalten zu erkennen ist, weil man sich auf dich nicht verlassen kann!‹ – Es hatte ein paar Monate gedauert, bis sich Corinna zum ersten Mal über seine ›Musterlosigkeit‹ beschwert hatte. »Muster? – Wenn du Muster willst, schaff dir einen Perserteppich an, aber keinen jüdischen Freund!«, hatte David gesagt und sie hatte gelacht, damals. David konnte sich nicht erinnern, wann dieses Damals zu einem Dann wurde, aber er erinnerte sich sehr gut daran, was dieses Damals einst war: Damals liebte sie, so erinnerte er es, seinen Humor, damals sah sie in ihm nicht das Hauptsymptom einer Konfliktscheue, die es zu

verurteilen galt. Aber David war nicht konfliktscheu. Jedenfalls nicht an diesem Scrabble-Abend.

»Genau was?«, hatte er nachgehakt, und plötzlich war sie es, die Verhaltensmuster ignorierte, aufstand, das Spielbrett vorsichtig mit beiden Händen anhub, es zum geöffneten Fenster trug, mit einer einzigen Bewegung alle Steine auf die Straße kippte, lächelnd zurückkehrte, und dies alles nur, um das Brett vor ihm auf den Tisch zu legen, mit einem unergründlich bedeutungsschweren Lächeln: »Auch ich kann spontan sein!«

Je häufiger er sich an die Trennungsszene erinnerte, desto mehr gefiel ihm das Bild des leeren Spielbretts. Noch besser gefielen ihm all die schlagfertigen Antworten, die er ihr damals entgegenschmettern hätte wollen und für die es nun zu spät war, und am liebsten malte er sich den Premierenabend seines Filmdebüts aus: die Schatten, die beim Abspann über Corinnas Gesicht huschen würden – Spuren der Ergriffenheit und Bestürzung, zu spät realisiert zu haben, dass sie einem Genie den Laufpass gegeben hatte.

»Ich habe immer an Ihren Sohn geglaubt!«, würde sie beim anschließenden Empfang zu Selma sagen, die nur ungerne ihr Gespräch mit Regisseur und Produzent David Chase unterbrechen würde. »Er hat auf seiner Bar-Mitzwa-Feier dieses Theaterstück aufgeführt, den Monolog eines steinalten Mannes mit JHWE über den Sinn des Lebens, am Tresen der Bar-Witz-Bar. Spätestens da wurde mir klar, dass er eine große Zukunft vor sich hat«, würde Selma Chase erklären und sich dann Corinna zuwenden: »Sie hatten ihn damals nicht verdient und heute erst recht nicht!« Oder aber sie würde nur »Fé!« rufen, einmal ausspucken, sich abwenden und Chase von dem Apartment erzählen, das ihr ihr Sohn mit dem Honorar für sein erstes Drehbuch gekauft hatte.

Die ersten Schritte zum Debüt waren bereits getan: drei Skizzen zu Filmanfängen, inspiriert vom Trennungsabend:

Ein junges Paar sitzt schweigend am Tisch. Zwischen ihnen ein leeres Scrabble-Feld. Die Scrabble-Steine auf und unter dem Tisch, in der Falte ihres Rocks, auf seinem Oberschenkel ragen wie Mahnmale in die Stille, die *damals* eine angelegte Unterhaltung war.

Er: Das war's dann. Alles, was wir noch gemeinsam tun sollten, ist 720 Dollar organisieren. Das sind nicht mehr als zwei Zeilen. Ich rufe das Memorial Committee an und lasse unsere Beziehung auf einen Gedenkstein setzen.

Sie: Ist das lustig? Tut mir leid, ich verstehe dich auch jetzt nicht. Ich hab dich nie verstanden.

Ein junges Paar sitzt schweigend am Tisch. Zwischen ihnen ein Scrabble-Feld. Er kritzelt mit Bleistift etwas auf seinen Notizblock. Sie beobachtet ihn, räuspert sich. Er kritzelt weiter, reagiert nicht.

Sie: Du bist dran!

Er hebt kurz seinen Kopf, schaut erst verwundert auf das Scrabble-Feld, dann auf sie. Sein Gesichtsausdruck lässt vermuten, dass er beide(s) zum ersten Mal gesehen hat.

Er: Lass mich das noch schnell zu Ende bringen.

Sie: Nein!

Sie steht auf, beugt sich zu ihm herüber, reißt ihm den Notizblock aus der Hand und schleudert ihn durch den Raum.

Dann fegt sie mit einer einzigen Bewegung das Scrabble-Feld leer.

Er: Faschistin!

Er steht auf, geht zum Herd, geht in die Knie, öffnet die Klappe und steckt seinen Kopf hinein. Verharrt fünf Sekunden, hat ganz offensichtlich einen Gedanken, springt auf, wobei er sich den Kopf anschlägt, steckt seine Hand in die Hosentasche, zieht ein Streichholzbriefchen heraus, wirft es ihr zu.

Sie weicht aus.

Das Briefchen landet auf dem Tisch.

Er läuft zum Tisch, nimmt das Briefchen, drückt es ihr in die Hand. Schreit sie an.

Er: Bitte schön, du weißt, wo meine Bücher sind.
Wenn du nicht die Gestapo rufst, rufe ich nicht die Feuerwehr!

Sie: Ist das lustig? Tut mir leid, ich verstehe dich auch jetzt nicht. Ich hab dich nie verstanden.

Ein junges Paar sitzt schweigend am Tisch. Zwischen ihnen ein leeres Scrabble-Feld. Die Scrabble-Steine auf und unter dem Tisch, in der Falte ihres Rocks, auf seinem Oberschenkel ragen wie Mahnmale in die Stille, die *damals* eine angelegte Unterhaltung war.

Er: Das war's dann. Wie soll ich nach diesem Massaker noch ein Gedicht schreiben können?

Sie: Du hast kein einziges Gedicht geschrieben,
seit ich dich kenne!

Er: Das war ein abgewandeltes Zitat ...

Sie: Tut mir leid, ich verstehe dich auch jetzt
nicht. Ich hab dich nie verstanden.

Corinnas tatsächlicher und definitiver Abschiedssatz hatte in keines seiner Werke Eingang gefunden: »Ich habe es satt, Muse zu sein für einen Menschen, der Hunderte von Notizblöcken und Schuhkartons mit Ideen füllt, aber keine einzige verwirklicht!«

Was immer sie ihm auch eingeredet hatte, Spontaneität war seine Stärke und auf ebendie konnte er sich ohne Corinna endlich verlassen. »Wir sind pleite!«, hatte er Selma letzte Woche mal wieder gesagt. »Du bist meschugge!«, hatte die mal wieder geantwortet, ihn an Onkel Jonathan verwiesen und dann das Radio angedreht. Ob es nur das Radio war oder das Schicksal oder das Schicksal in Form des Radios – jemand oder etwas hatte ihm Steinberg geschickt. Als David das Interview gehört hatte, war ihm klar: Steinberg war *die* Rettung, eine andere gab es nicht. David war sofort nach Park Slope zu seinem Lieblingscopyshop gefahren, hatte sich ein laminiertes Begrüßungsschild anfertigen lassen und dann sämtliche Adressen Steinbergs – Praxis, Klinik, Büro und Wohnung – ausfindig gemacht. Er war in die Stadtteilbibliothek gegangen, hatte im Internet die Tagung recherchiert, an der Steinberg teilnahm, sowie die möglichen Rückflüge nach New York. Er hatte sich gezwungen, Ruhe zu bewahren, und schließlich erst heute Mittag – das Gegenüber musste überrumpelt werden, durfte keine Zeit haben zum Nachdenken, vor allem keine Zeit zum Nachforschen – den Anruf getätigt.

Der erste Versuch, die Nummer in Manhattan, war ein Volltreffer. Die Dame des Hauses war die Ungeduld in Person – schlecht für